Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 10

Artikel: Irmengard [Fortsetzung]

Autor: Balmer, Hugo

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636262

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 10 - 24. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 10. März 1934

Frühlingssturm. Von Bertha Hallauer*).

Frühlingssturm fährt durch die Lande,
Schreckt die Schläfer aus der Ruh',
Reisst entzwei des Eises Bande,
Stürmt dem nahen Forste zu.
Klettert zu den höchsten Gipfeln,
Schüttelt sie mit starker Faust,
Dass gewaltig ob den Wipfeln
Sein urewig Lied erbraust.

Und die alten Tannen lauschen,
Zitternd lauscht das scheue Reh,
Zum Getöse wird das Rauschen,
Jubelnd schwingt es sich zur Höh'.
Und erbebend tief im Grunde
Reckt sich, was da lebt, empor,
Und stimmt in der nächt'gen Stunde
In den Auferstehungschor.

*) Aus der Gedichtsammlung „Sehnsucht nach dem Lichte". Orell Füssli, Zürich.

Irmengard. Geschichtliche Erzählung aus dem alten Laupen von Hugo Balmer. 10

„Es war auch ein starker Schatten, den der gleißende maurische Riese bis in unser Land warf, als die Sarazenen während vielen Jahrzehnten hier raubten und plünderten, bis es meinem königlichen Vater gelang, sie zu vertreiben. — Aber unser Hofmeister macht ein Gesicht, als ob er Freude hätte am Ungewitter?" — „Nicht am Gewitter, mein Gebieter, aber weil ich glaube, die größte Gefahr sei vorüber. Dazu freut mich die Gewißheit, daß unser König in der heiligen Verena eine bessere Beschützerin hat, als eine maurische Wetterstange sein könnte." — „Wie bist du zu dieser Ueberzeugung gekommen?" — „Es war mir ein Erlebnis, das ich dem Könige gerne erzähle, wenn er es hören mag. Mein Gebieter hat mich beehrt, seiner Nichte, der Herzogin Gisela, die königlichen Geschenke zu bringen, als sie nach ihres zweiten Gemahls Ernst von Schwaben frühem Tode und nach einem vertrauerten Witwenjahre dem Grafen Konrad von Franken die Hand zum Ehebunde reichte. Auf dem Rückwege hielt ich mich zwei Tage in Zurzach auf, um auf dem Grabe der heil. Verena zu beten und die Chronik des Klosters zu lesen. Diese enthält die Geschichte vom wundersamen Leben und Wirken der Heiligen, wovon ich einiges berichten möchte. Verena stammt aus Theben in Aegypten. Unter dem Schutze des heil. Viktor kam sie mit der nach dieser Stadt benannten Legion zu Beginn des 4. Jahrhunderts nach Rom, dann nach Mailand und hielt ihre Landsleute aufrecht im christlichen Glauben. Als sie Kunde erhielt vom Martyrium der Legion in Agamemnon, eilte sie über das Gebirge, um denen beizustehen, die der Marter entgangen waren. Sie lebte dann viele Jahre als fromme Einsiedlerin in einer Höhle bei Solothurn, die letzten einundzwanzig Jahre ihres Lebens im Dienste eines Priesters in Zurzach, den sie bei der Pflege der Armen und Kranken unterstützte. Eine Schar Jungfrauen wurde von ihr in der Frömmigkeit unterrichtet. Ueber ihrem Grabe erhob sich bald eine eigene Kirche, bedient von Jungfrauen, die dort ein gottgefälliges Leben führten. Da kamen räuberische Barbaren über den Rhein und suchten auch Zurzach heim. Dem brennenden Hause der Nonnen entstieg ein Schwarm weißer Tauben und flog dem Himmel zu. Er entschwand den Augen der staunenden Barbaren. In derselben Stunde noch gab es ein schreckliches Gewitter. Alle, die sich an der Schändung der heil. Stätte beteiligt hatten, wurden von Blitzen erschlagen. Die Lobgesänge verstummten für lange Zeit. Erst fünfhundert Jahre später gründeten die Benediktiner in Zurzach ein neues Kloster. Da geschahen bald wieder zahlreiche Wunder durch die Anrufung der Heiligen. Vor etwa hundert Jahren ließ ein Vasall des Herzogs von Schwaben, Namens Dietmar, auf dem linken Ufer der Aare eine Burg erbauen. Er nötigte die Hörigen des Klosters zu so schweren Frondiensten, daß sie flüchtend den Fluß durchschwammen, um der Mißhandlung zu entgehen. Sie gingen zum Grabe der heil. Verena und baten diese um Hilfe. Bald darauf stürzte der Turm ein. Dietmar und die Seinen wurden unter den Trümmern begraben.

Eine Eintragung im Jahre 966 meldet den Besuch des Grabes durch König Konrad von Burgund, den Vater unseres Gebieters. Wie wir wissen, hatte ihm seine Gemahlin schon vier Töchter geschenkt, deren Nachkommen, die Grafen von Belley und von Champagne, der deutsche Kaiser und die Herzoge von Schwaben und nun auch von Franken, das Reich unseres Königs als ein Kranz von befreundeten Herrschern umgeben." — Der Kämmerer verzog den Mund, weil er dachte, es seien die Freundschaften gieriger Erben. Der Hofmeister aber bedachte seine Worte wohl und setzte die Schmeichelrede fort. „Nun betete König Konrad auf dem heil. Grabe und bat um einen Thronfolger. Auf dem Rande des Blattes ist eingetragen: 967 Gebet erhört, Knabe geboren, der heißet Rudolf. — Da nun schon die selige Königin Bertha, die Großmutter unseres Königs, in gleicher Weise ein Geschenk der heil. Verena war, so ist ersichtlich, daß das ganze Königshaus von der Heiligen beschützt wird und daß unser König nichts von Gewittern zu fürchten hat."

„Unser Hofmeister hat uns eine erbauliche Geschichte erzählt. Wenn die maurischen Lehrer die Wunderkräfte unserer Heiligen kennten, sie würden kaum darüber lachen. Was sagt unser Kaplan zu dieser Sache?"

„Die Sammlung von Kenntnissen an den Schulen für Aerzte und Juristen ist nur zu loben. Unser leibliches Wohl hat ihrem Fleiße manches zu verdanken. Die Religion aber hat es weniger mit dem Zeitlichen als mit dem Ewigen zu tun. Ihre Aufgabe ist es, die Seele ihrer Bestimmung entgegenzuführen. Darum sind ihre Mittel nicht irdischen, sondern göttlichen Ursprungs. Des Herrn Offenbarungen sind aufgeschrieben in den heiligen Schriften, den Wegweisern zu unserem Seelenheil. Das darf uns aber nicht hindern, auch die Bücher der heidnischen Alten zu lesen. Nur müssen wir dabei stets darauf bedacht sein, Gottes Führung auch in den Geschehnissen längst vergangener Zeiten zu erkennen, obgleich sie den Schriftstellern nicht zum Bewußtsein kam."

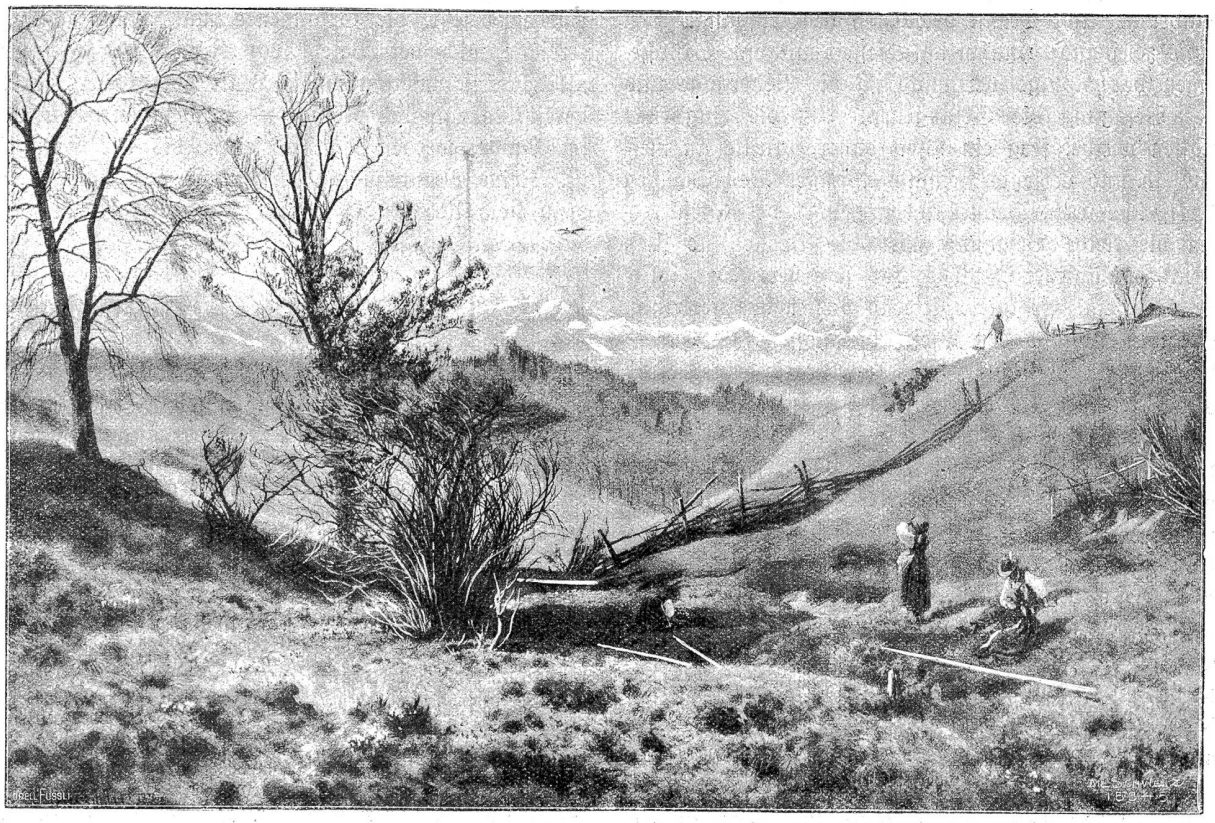
Darauf sagte die Königin: „Meine Mutter kannte viele Geschichten aus alter Zeit und erzählte sie uns am Kaminfeuer. Alle hörten besonders gerne zu, wenn sie von Alexander dem Großen sprach. Es ist erstaunlich, was ein Einzelner in einem kurzen Leben vollbringen kann, wenn Gott ihn mit Kräften ausrüstet wie diesen Helden. Nur schade, daß an dem riesigen Baume seiner Tatkraft auch die Schlinggewächse des Bösen zu schrecklicher Größe emporwuchsen."

„Ich bitte meine Gemahlin, uns einiges aus dem Leben dieses seltsamen Mannes zu erzählen."

„Mein Gemahl möge bedenken, daß die Menge seiner Taten unübersehbar ist, so daß ich nur über einen Teil davon zu berichten vermag."

Die Königin schilderte nun die Jugend Alexanders und erzählte dann von seinem Zuge nach Asien, wie seine unüberwindlichen Heere hohe Gebirge bezwangen und reißende Ströme, wie sie schmachteten und litten auf wochenlanger Wanderung durch Wüsten und so dem unbewohnten Ende der Welt immer näher kamen. „In fast erschöpftem Zustande erreichte das Heer eines Tages einen Wald mit Baumriesen von nie gesehener Art. Balsamische Luft umfing die müden Scharen, sobald sie ihn betraten, und belebte ihren Mut. Sie löschten ihren Durst an einem Quellbach und lagerten sich im kühlen Schatten. Von den Bäumen hingen Trauben herrlicher Früchte herab. Die schmeckten ihnen so wonniglich und hatten solche Kraft, daß schon nach weniger Bissen ihres Hungers Qual verschwand. Sie sättigten sich, und neue Kraft durchrieselte ihre Glieder. Zugleich wurde aller Hader und alle Streitsucht aus ihren Sinnen getilgt, daß jeder den andern als seinen liebsten Gefährten ansah. Sie legten Waffenrüstung und Kleider ab und genossen köstlicher Ruhe, wie nie mehr seit ihrer Kindheit. Als die Sonne sank, strich ein leiser Wind durch den Wald. Da fingen die Aeste der Bäume an zu tönen wie das Spiel von hundert Harfen. Bald sang es lieblich wie ein ferner Engelchor, dann wieder rauschten Klänge daher so mächtig und glänzend, wie noch keines Menschen Ohr es gehört hatte. Von der herrlichen Musik getragen, flogen kleine und große Vögel von Baum zu Baum, deren seidenes Gefieder in die Farben des Regenbogens getaucht war. Als der Mond aufging und sein sanftes Licht durch die Zweige goß, erlebten die Glücklichen neue Wunder. An den Zweigen der Bäume wuchsen hier und dort Blüten heraus wie große Rosen. Diesen entschlüpften Menschengestalten von überirdischer Schönheit und schwebten auf die Erde nieder. Ihr Leib war von seidenen Haaren umflossen und ihr Angesicht von solcher Lieblichkeit, daß die Krieger bis in ihr Innerstes erschauerten, wenn ein Blick aus ihren gütigen Augen auf ihnen ruhte. Mancher sonst rauhe Mann, der das Weinen längst verlernt zu haben glaubte, vergoß Tränen voll Sehnsucht und süßem Weh. Ihr Seelenschmerz rührte das Mitleid der Wunderwesen, daß sie zu den Weinenden niederknieten, sie mit sanften Worten trösteten; ihnen den Kopf weich betteten und die letzten Sorgen von der Stirne streichelten. Halb wach, halb schlafend vernahmen die Krieger, daß der Wald die seligen Gefilde des Paradieses umschloß und keinen sündhaften Gedanken dorthin gelangen ließ. Als der Morgen heraufdämmerte, entschwebten die Lichtgestalten und zerflossen im Blattwerk der Bäume. Das ganze Herr schlief, bis die Sonne hoch am Himmel stand. Nun gab es aber für viele eine unerfreuliche Ueberraschung. Wo sie schlafend die nackte Erde berührt hatten, waren feine Fäden aus dem Boden gewachsen, die ihre Glieder wie Wurzeln festhielten. Viele konnten sich nur mit Mühe erheben, etliche aber schliefen so fest, daß niemand sie weder zu wecken, noch von der Erde zu lösen vermochte. Alexander hatte Mühe, das Heer aus dem Zauberwalde herauszuführen. Riesige Adler stürzten aus den Lüften herab und sausten über die Krieger weg. Sie hatten so große Kraft, daß Roß und Reiter fast umgeweht wurden, wenn sie vorbeiflogen, und menschliche Waffengewalt ohnmächtig erschien gegen sie. Als das Heer wieder im Sonnenbrand dahinzog, kehrte mancher Mann heimlich um, weil er noch einen Tag der Seligkeit einem vielleicht langen Leben voller Mühsal vorzog."

Man hatte der Königin lautlos zugehört und lauschte ihren Worten noch wie einem schönen Lied, das schon verklungen ist. Nach einem Weilchen sagte der Kanzler: „Die Königin erlaube, daß ich ihr im Namen aller danke für ihre herrliche Erzählung. Wenn wir Männer abschätzen, ob die Erfolge eines Kriegszuges dessen Opfer an Gut und



J. G. Steffen: Frühlingsanfang am Starnbergersee.

Blut aufwiegen, so weiß eine Frau die Blumen zu pflücken, die am Weg der Heere blühen. Deren Mühsal wird ihr zum Märchen, das wie eine holde Fee durch die Zeiten wandelt."

„Meint auch unser Kaplan", fragte der König, „das Paradies könnte in so weiter Ferne, am Ende der Welt noch gefunden werden?"

„Wie der König wohl weiß, kann der Allmächtige einen Garten Eden entstehen und vergehen lassen, wann und wo er will. Es bleibt Gottes Ratschluß vorbehalten, ob Sterbliche ihn jemals wieder finden. Es hat zu allen Zeiten erleuchtete Männer gegeben, deren Lehren mit den göttlichen Wahrheiten unseres Erlösers übereinstimmen. Das Märchen, womit uns die Königin erfreut hat, enthält in lieblicher Form die Lehre, daß das Paradies nicht mit Waffengewalt zu gewinnen ist. Der Menschen Herz muß zuvor von allem Bösen gereinigt werden. Auch die in Waffen starrende Gegenwart kann die gesegnete Erde nur in ein Tal des Jammers verwandeln, wenn nicht statt des bösen Mammons unser Heiland der wahre Herzog und Führer wird."

Nun wurde Ritter Wilibald, der Hauptmann, angemeldet, der mit seinen Leuten heimgekehrt war und kurz vor Ausbruch des Gewitters die Herberge erreicht hatte. Er wurde sogleich hereingerufen und beugte in voller Rüstung das Knie vor seinem Gebieter. Der König sagte zu ihm: „Sei uns willkommen, Ritter Wilibald. Der Graf von Belley, mein Neffe, hat mir zu meiner Freude berichtet, meine Leibwache habe sich ganz besonders ausgezeichnet und keinen Mann verloren. Doch ist es mir ein Rätsel, wie mein Hauptmann mit zwei Dutzend Leuten hat gegen fünfzig Feinde auf einen Schlag gefangen nehmen und dazu ein festes Schloß hat erobern können. Wie ist das möglich gewesen?"

„Der König überschätzt unser Verdienst. Wir haben nur günstige Umstände ausgenützt." — „Wir wissen", sagte der König, „daß unser Hauptmann lieber andere von seinen Taten reden läßt. Doch ist mir die Sache so wichtig, daß ich die Wahrheit hören möchte." — „So verzeihe mir der König, wenn ich auch von mir reden muß. Wir rückten von Genf aus eilig vor, ließen uns von niemand überholen, die Leibwache an der Spitze. Am zweiten Morgen, bei Tagesanbruch, war Helmut mit zwei Mann als Ausspäher voraus. Er meldete, etwa vierzig bewaffnete Reiter haben soeben das nahe Dorf verlassen und ziehen dem Burgsee zu. Er wußte auch, wie sie zu fangen wären. Der schmale See ist vier Stunden lang, auf dem Ostufer ein guter Weg, auf dem Westufer ein schlechter zwischen See und steilem Berg, am Südende des Sees das starke Schloß Burglen. Die verdächtigen Reiter hatten den schlechtern Weg gewählt. Ich schickte Meldung zurück, das Heer solle sich teilen und auf beiden Ufern vorrücken. Die Leibwache flog davon auf dem Ostufer, als die Sonne aufging. Es galt, der Bande den Weg zum Schlosse zu sperren. Auf halbem Wege erblickten wir sie, ohne gesehen zu werden. Sie waren in der Sonne, wir im Schatten. Bald hatten wir einen Vorsprung. Wir kamen beim Schlosse vorbei, um den See herum und hielten an günstiger Stelle an. Unsere Pferde konnten verschnaufen. Links am Wege ist ein Steinbruch mit schmalem Ausgange. Als die Bande herankam, verlangte ich nach ihrem Führer. Der Kerl begriff bald, daß er nicht entweichen konnte und ein Kampf unnütz war. Ich ließ sie Speere und Bogen ablegen und schickte sie in

den Steinbruch. Acht Mann bewachten den Eingang. Den Führer und zwei andere nahm ich gefesselt mit zum Schlosse. Im Namen des Königs verlangte ich die Uebergabe und zeigte der Besatzung die Gefangenen. Als die Zugbrücke herabgelassen wurde, flog ein Pfeil daher, prallte an meinem Helm ab und verletzte Helmuts Wange. Den Schützen heraus! rief ich. Dem Heimtückischen gehört der Strick. — Nun kam die kleine Besatzung über die Brücke und stieß einen etwa zehnjährigen Knirps vor sich her. Der sollte der Uebeltäter sein. Er kniete zitternd vor mein Pferd hin. Ich fragte ihn: Hast du den Pfeil abgeschossen? — Ja. — Warum? — Weil ihr Räuber seid. — Wo ist dein Vater? — Ich habe keinen. — Deine Mutter? — Ich habe keine. — Wem gehörst du? — Niemand. — Wie heißest du? — Nabot. — Bitte den Mann hier, den du verwundet hast, um Gnade. Er wird sagen, wieviele Rutenstreiche du bekommen sollst. —

Nabot blieb knien, wo er war, beugte sich vornüber und bedeckte sein weinendes Gesicht mit den Händen. Da sagte Helmut, er nehme den Knaben gefangen zuhanden des Königs, wenn ich es erlaube. Ich habe es erlaubt. Er stieg vom Pferd, befahl dem kleinen in seiner Sprache, aufzustehen, es werde ihm nichts geschehen. Da Nabot ihn nicht sogleich begriff, wiederholte Helmut seine Worte. Ich möchte es nicht versuchen, den Blick zu beschreiben, mit welchem der aus seiner Angst erlöste Junge seinem Retter dankte. Helmut ließ sich von ihm die Wunde aussaugen, auswaschen und mit Zunder zukleben. Sie heilte rasch. Seither sitzt ihm Nabot auf den Fersen. Ich denke, ein paar Minuten Todesangst waren Strafe genug für den Jungen.

Im Steinbruch hatte einer versucht, die Wächter zu bestechen, ihnen einen Beutel Silber angeboten, wenn sie ihn laufen ließen. Sie nahmen das Geld, fesselten den Mann und einer brachte ihn zu mir. Es war der Bischof. Hier sind die Silberlinge." — Der Hauptmann stellte den faustgroßen Beutel auf den Tisch. Da sagte der König: „Das Säcklein will ich noch zufüllen und es meiner Leibwache schenken." — Der Hauptmann fuhr fort: „Die Kaiserlichen kamen bald heran. Wir besetzten das Schloß. Darin fand sich vielerlei, das nicht zu seinem Inventar gehörte. Die deutschen Hauptleute haben den Plunder unter sich verteilt. Als Anteil an der Beute verlangte und erhielt ich zwölf Pferde zuhanden des Königs. Wir haben nicht die schlechtesten ausgelesen. Schon am zweitfolgenden Tage lief uns der Graf mit etlichen Begleitern ins Garn. Er stieß zuerst auf mich und meine Leute. Ich machte ihm seine Lage klar und sagte, mein Schwert lechze nicht nach Blut; aber es sei des Königs Wille, daß er, sein Bruder und dessen Gehülfen vor dem ihnen gesetzten Richter erscheinen. Vielleicht ist es wahr, daß er seinen Bruder aufsuchte, wie er angab, um ihm Vorwürfe zu machen. Er schenkte mir sein gutes Pferd und eine Handvoll Dukaten, damit die Deutschen sie nicht erwischten. Dann übergab er mir Handschuh und Sporn zum Zeichen, daß er des Königs Gefangener sei. Diese gab ich im zurück, als der Erzbischof von Lyon ihn gegen sein Ritterwort auf freien Fuß setzte. Das Pferd habe ich dem Helmut geschenkt und ihm aus den Dukaten die goldenen Sporen gießen lassen. Sobald sie fertig waren, habe ich ihn zum Ritter geschlagen. Die Schlösser der Grafschaft wurden besetzt, die Gefangenen nach Lyon geführt. Dort erreichte mich der Befehl des Königs zur Heimkehr." — „Machen sich nicht auch die Leute des Kaisers zur Rückkehr bereit?" fragte der König. — „Sie lassen es sich wohl sein im Lande, werden nicht abziehen, bis der Honigtopf leer ist. Keine Mannszucht. Da ist mir des Königs Leibwache denn doch lieber." (Fortsetzung folgt.)

Kater Graulichs Minnefahrt.

Skizze von Cajetan Binz. (Schluss.)

Es konnte nicht fehlen, daß auf diesem Rundgang schmerzlicher Erwartung, leisen Hoffens und banger Furcht eine wohllüstig arbeitende Phantasie dem armen Mädchen immer trostlosere Wahngebilde heraufbeschwor. Da sieht sie das Tierchen zwischen den Zähnen eines riesigen Wolfshundes, jetzt zuckt der kleine Kadaver zerquetscht unter einem Autorad, ach, und nun geht ihr gar die Geschichte vom Katzenstrecker durch den Sinn, jenem Bösewicht ihrer Kinderzeit, der mit einem Sack durch die Gärten schleicht und Jagd auf die schönsten Exemplare macht, gierig nach einem wohlschmeckenden Braten und nach besonders kostbaren Fellen.

Daß ihr bei diesen fürchterlichen Vorstellungen Tränen über die Wangen rollten, daß sie endlich um den Kater trauerte wie um einen lieben Verstorbenen, wer mag sich darüber wundern?

Es ist nicht zu viel gesagt, daß sich unsere blonde Freundin, als sie nach Mitternacht abgehetzt und zitternd vor Kälte heimkam, schluchzend ins Bett warf, um stundenlang um einen wirren Schlaf zu ringen, der mit Schreckgesichtern, eingebildeten Geräuschen, lieblich-täuschenden Traumpausen ein wildes Spiel mit der wehrlosen Beute trieb. Schlaflose Nächte, wie zehren sie an der Nervenkraft, wie rütteln sie Wirklichkeit und Traum, Sein und Schein qualvoll durcheinander! Kein Wunder, daß am nächsten Morgen unsere Studentin zerschlagen und wie von schwerer Krankheit ermattet aufstand, mit schmerzendem Kopf und bleiigen Gliedern. Ein wenig verloren schlich sie durch den Tag, was sie auch unternahm, immer wußte sie in ihrem Unterbewußtsein, daß ihr ein großes Leid geschehen war, nichts wollte sie freuen, ihr Treiben schien ihr sinnlos, ihre Gedanken waren umschattet, ja, sie lebte gar nicht gut in den drei Tagen, da Kater Graulich verschollen blieb.

Aber am dritten Abend miaute es draußen vor dem Fenster so deutlich, heischte es so energisch Einlaß, daß das Mädchen von der Arbeit aufschreckte, zur Tür hinaus und die Treppe hinunter flog, und dann, ach, wie überquellend, jubelnd, jauchzend: „Katerchen, Liebling, du lebst, bist nicht tot, bist wieder da, Gott, o Göttchen, was mußt du gelitten haben in dieser Kälte draußen!" Liebesgestammel, wild und zärtlich, und dann nahm sie den verlorenen Sohn auf die Arme, drückte ihn wie unsinnig an die Brust, herzte, koste, küßte ihn unter Lachen und Weinen — wenn doch nur alle Menschensünder mit solcher Herzensfreude wieder aufgenommen würden!" — —

Kater Graulich aber schien dieses ungestüme Wesen nicht nur unverständlich, sondern unangenehm, er benahm sich sehr ablehnend, knurrte sogar höchst ungezogen und sprang, kaum war man im Zimmer angelangt, mit mächtigem Satze zu Boden. Er stöberte in einigen tigerhaften Kreisen an Tisch- und Stuhlbeinen herum, kleine, herrische Schreie von sich stoßend, peitschte mit schrecklich zerzaustem Schwanz den Boden, schaute mit zusammengekniffenen Augen aus einem scharfkantigen Raubtiergesicht zu der erstaunten Studentin empor, deren Freude durch das veränderte Wesen des Wiedererstandenen einen argen Dämpfer erhielt. Hunger hat